

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 11

21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Juni 1957

Exegese

Hat Jesus das letzte Abendmahl am Donnerstag oder Dienstag der Karwoche gefeiert? (im Lichte von Qumran): Qumran und die radikalen Abendmahlstheorien — Donnerstag oder Dienstag?: 1. Um den Kalender von Qumran — Die liturgische Bedeutung von Sonntag, Mittwoch und Freitag — 2. Jesu letztes Abendmahl am Dienstag? — Gründe dafür abgesehen von Qumran (E. Vogt S. J. - Tradition - Der erste Korintherbrief) — Die mögliche Erhellung durch Qumran — Ergebnis.

Osten

Zu Ebener Erde und Erster Stock (eine soziologische Studie über die Gesellschaftsschichten im Osten): a) Gesellschaftliche Schichtung im Westen — b) In der Sowjetunion — Die drei Masstäbe — Die Abkapselung der Oberschicht — Die Rolle des Reichtums — Der Lebensstil — Die vier heute vorhandenen Schichten.

Ex urbe et orbe

Englands Katholizismus: Seine soziale und geistige Struktur: Der alte Landadel — Die grossen Konvertiten — Der Beitrag der irischen Arbeiter — Gemeinsame Grundanliegen: Die Schulfrage — Ehe und Geburtenkontrolle — Politisch verschiedene Einstellung — Der neue Mittelstand — Die Newman-Gesellschaft — Ungelöste Probleme: Gefahr des Abfalls — Die areligiöse Atmosphäre.

Kultur

Schatten und Sonne über Oesterreich (zum Sammelband «Spectrum Austriae»): Des heutigen Oesterreich nicht Uebersicht sondern Ueberschau — Höhepunkte: Sedlmayr — Anton Böhm — Friedrich Heer — Wenig erforschte Gebiete geöffnet — Die soziale Wirklichkeit u. a. — Geschichtliche Abschnitte — Geistesgeschichtliche Analysen: Oesterreichische Polaritäten (Musik, Bildende Kunst, Literatur) — Phänomen Wien und Humanitas Austriaca — Drei kleine Reflexionen.

Literatur

Glossen zum Roman von Joseph Malègue: «Augustin».

Jesu letztes Mahl im Lichte von Qumran

2. Teil

Wir haben im 1. Teil dieses Beitrages versucht, das heilige Mahl der Essener anhand bereits bekannter und neu entdeckter Quellen darzustellen. Dabei haben bestimmte Züge des essenischen Mahles ein solches Relief bekommen, dass sie sich als Kriterium für den Wert der erwähnten radikalen Abendmahlstheorien eignen.

Qumran gegen die radikalen Abendmahlstheorien

Eine erste Behauptung dieser Theorien bezog sich darauf, es habe einen Abendmahlstypus gegeben, der in der freudigen Erwartung der Parusie bestand und ohne Wein vollzogen wurde. Nun haben aber die Texte von Qumran gezeigt, dass die Gemeinde des Neuen Bundes ein Mahl kannte, bei dem Brot und Wein gesegnet wurde, wobei der Vorrang des Priesters in der Erteilung des Segens mit dem Hinweis auf das messianische Mahl begründet wurde. Wenn somit die Segnung von Brot und Wein, wovon die Synoptiker und Paulus berichten, ein palästinensisches Vorbild hat, so liegt kein Grund vor, zwei Abendmahlstypen zu unterscheiden, wobei ausgerechnet der jerusalemische ohne Wein vollzogen worden wäre.

Aber die eigentliche Beweiskraft der Parallele von Qumran liegt darin, dass es sich ja nicht einfach um das Vorhandensein der Elemente Brot und Wein handelt, sondern um ihr Bezogensein auf das himmlische Mahl. Denn diesen Ausblick auf das himmlische Mahl finden wir auch beim Abendmahl, wo Jesus nach dem Bericht des Markus nach der Segnung des Kelches gesprochen hat:

«Wahrlich, ich sage euch: Ich werde vom Gewächs des Weinstocks nicht mehr trinken bis zu jenem Tage, wo ich es neu trinken werde im Reiche Gottes» (14, 25).

Auch Lukas bietet in seiner Wiedergabe des Gesprächs beim letzten Mahl ein Wort, das ausdrücklich auf die Tischgemeinschaft mit dem Messias hinweist:

«Und wie mir mein Vater ein Königreich bestimmt hat, bestimme ich für euch, dass ihr an meinem Tisch essen und trinken sollt in meinem Reich» (22, 29).

Eine andere Behauptung der im ersten Teil erwähnten Theorien führte das Kelchwort mit dem Bundesgedanken und das Brotwort mit dem Opfercharakter auf die hellenistischen Kultmahle zurück. Nun hat sich aber gezeigt, dass die Mahl-

gemeinschaft von Qumran ein Ausdruck der Bundesgemeinschaft war, zu der Gott die Mitglieder des Neuen Bundes berufen hatte. Infolgedessen ist die Stiftung des Bundes in der Kelchhandlung des Abendmahles nicht eine Anleihe beim hellenistischen Kultmahl, sondern eine Handlung, die einem Ideenkreis angehört, wie er in der jüdischen Gemeinschaft von Qumran lebendig war. Dass aber ein Gemeinschaftsmahl Opfercharakter haben kann, ist einerseits aus dem Alten Testament bekannt, andererseits durch die rituell begrabenen Knochenreste in Qumran bestätigt. Es liegt also durchaus kein Grund vor, für die von den Abendmahlsberichten bezeugten Gedanken des Bundes und des Opfers eine Parallele ausserhalb des palästinensisch-jüdischen Kulturkreises zu suchen.

Um das Datum des ersten Abendmahles:

Donnerstag oder Dienstag?

Wenn also die Texte von Qumran jene Schwierigkeiten beheben, die sich aus voreiligen Schlussfolgerungen aus religionsgeschichtlichen Parallelen ergaben, so bleibt doch jenes Problem bestehen, das mit den auseinandergehenden Angaben der Evangelien selbst gegeben ist, nämlich die Bestimmung des Datums des Abendmahls. Hat es am 13. Nisan stattgefunden, wie wir aus Johannes schliessen müssen, oder am 14. Nisan, wie die Synoptiker zu sagen scheinen? Wir haben im ersten Teil erwähnt, dass ein Irrtum im Monatsdatum bedeutungslos wäre, wenn nicht eine inhaltliche Bestimmung an dieses Datum geknüpft wäre. Der 15. Nisan ist der Tag des Passahfestes, so dass das Passahmahl nur am Abend des Vortages stattfinden kann, also am 14. Nisan und nicht am 13., wie Johannes voraussetzt.

Nachdem man sich jahrzehntelang vergebens um eine Lösung dieser Schwierigkeit bemüht hat, wäre es müssig, sie überhaupt noch darzulegen, wenn nicht ein wirklich neues Argument in die Diskussion geworfen worden wäre. P. Jean Daniélou schrieb in einem gross aufgemachten Artikel der Pariser Wochenzeitung «L'Express» vom 1. Februar 1957:

«Die Entdeckung des Kalenders von Qumran erlaubt fast sicher, eines der grossen Rätsel des Lebens Christi zu lösen, das Rätsel des Tages, an dem er das letzte Passah gefeiert hat.»

Diese Kalenderfrage umfasst zwei Probleme. Das eine bezieht sich auf die Art des Kalenders, dem die Qumraner folgten; das andere betrifft die Frage, ob sich auch Jesus mit seinen Jüngern nach diesem Kalender richtete.

1.

Da die Rekonstruktion der vorchristlichen Kalender, die in den verschiedenen Kulturkreisen in Gebrauch waren, ziemlich kompliziert ist, sind verschiedene Theorien aufgestellt worden, die je einem Teil der chronologischen Angaben im Alten Testament und in den Apokryphen gerecht werden, den je andern Teil aber nicht befriedigend zu erklären vermögen.

Noch im September des letzten Jahres ist ein Artikel erschienen, der bestreitet, dass die Qumraner überhaupt einen vom offiziellen Judentum verschiedenen Kalender hatten.¹ Der einzige sichere Anhaltspunkt für die Behauptung eines besonderen Kalenders ist nach J. Obermann eine Notiz aus der «Kriegsrolle» von Qumran. Hienach hatten die Qumraner 26 Priesterklassen, während das normative Judentum der gleichen Zeit nur 24 Klassen kannte. Wenn aber jede der 26 Klassen während zwei Wochen des Jahres den Dienst im Tempel versieht, so ergibt das ein Jahr von 52 Wochen, also ein Sonnen-

jahr von 364 Tagen. Das bedeutet, dass die Qumraner einen Kalender hatten, dem das Sonnenjahr zugrunde lag, während in Judäa der von den Seleuziden aufgezwungene Mondkalender in Geltung war.

Die ganze Argumentation dreht sich also um die Zahl der Priesterklassen. Obermann führt eine Reihe rabbinischer Zeugnisse an, wonach die Zahl von 24 Klassen nicht während der ganzen Dauer der israelitischen Geschichte in Geltung war. Infolgedessen sei die Zahl von 26 Klassen nicht etwas so Abnormales, dass sie nur durch die Annahme eines besonderen Kalenders erklärt werden könnte. Obermann sieht den Unterschied zwischen dem Kalender von Qumran und dem des normativen Judentums nur darin, dass letzteres eine Verschiebung oder Voraussnahme von Festen vorsah, um eine Kollision mit der Sabbatruhe zu vermeiden, während die Qumraner jeden menschlichen Eingriff in den Kalender ablehnten und die Feste so feierten, wie sie fielen.

So sympathisch auch die jeder unnötigen Konstruktion abholde Darlegung Obermanns ist, so scheint der neu entdeckte Kalender von Qumran doch der von ihm bekämpften Theorie recht zu geben. Diese Theorie hat ihr objektives Fundament in einer Bemerkung des Buches Daniel 7,25, wonach Antiochus Epiphanes danach trachtete, «Zeiten und Gesetz zu verändern». Da die Qumraner nach einer mehrheitlich angenommenen Deutung Legitimisten sind, die sich aus jenen Asidäern rekrutierten, die mit dem von den Hasmonäern eingeschlagenen Kurs nicht einverstanden waren, liegt die Annahme nahe, dass sie auch jenen Kalender beibehielten, der vor der Hellenisierung Palästinas in Geltung war.

Nach Fräulein A. Jaubert folgten die Qumraner jenem Kalender, der dem apokryphen Buch der zwischentestamentlichen Zeit, dem Jubiläen, zugrunde liegt. Dieser Kalender folgt dem Sonnenjahr von 364 Tagen. Für unseren Zusammenhang ist jenes Ergebnis der Untersuchung entscheidend, wonach die Feste jedes Jahr auf den gleichen Wochentag fielen. Hierbei sind drei Wochentage in solchem Masse ausgezeichnet, dass sie als liturgische Tage bezeichnet werden können, nämlich Sonntag, Mittwoch und Freitag. Unter diesen drei Tagen hat der Mittwoch eine Vorrangstellung. Ausser der grösseren Häufigkeit, mit der Feste auf einen Mittwoch fallen, kommt das darin zum Ausdruck, dass der erste Tag des Jahres und der Tag, mit dem jedes Trimester beginnt, ein Mittwoch ist. Nach dem priesterlichen Schöpfungsbericht wurden die Gestirne an einem Mittwoch geschaffen. Da bei der Schöpfung alles vollkommen war, wurde der Mond als Vollmond geschaffen. So weist auch diese Tradition auf den Mittwoch als den ersten Tag des Passahfestes hin.

Das Erstaunliche ist nun, dass diese liturgischen Tage, die A. Jaubert auf Grund der Analyse und Rekonstruktion des Kalenders der Jubiläen errechnet hat, durch das neue Fragment bestätigt werden. Als Nachtrag zu ihrem Artikel in *Vetus Testamentum* 1957 weist Fräulein Jaubert auf ein Referat von M. Milik hin, das dieser auf der Tagung der Alttestamentler vom August 1956 in Strassburg gehalten hat.² Danach ist in der vierten Höhle von Qumran ein liturgischer Kalender gefunden worden, der in paläographischer Hinsicht der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. angehören würde. Nach diesem Kalender sind Sonntag, Mittwoch und Freitag die liturgischen Tage. Das Passahmahl wird am Dienstag abend gefeiert.

2.

Können wir nun hieraus schliessen, dass auch Jesu letztes Mahl ein Passahmahl war, das an einem Dienstag abend begangen wurde? Man möchte meinen, dass die Beantwortung

¹ J. Obermann: *Calendaric elements in the Dead Sea Scrolls*, in: *Journal of Biblical Literature*, 1956, S. 285-297.

² *Le calendrier des Jubilés et les jours liturgiques de la semaine*, in: *Vet. Test.* 1957, S. 35-61.

dieser Frage davon abhängt, ob der in Qumran gebräuchliche liturgische Kalender auch von Juden, die nicht zur Bundesgemeinschaft von Qumran gehörten, befolgt wurde. Denn wenn der Kalender mit festen liturgischen Wochentagen auf Qumran beschränkt gewesen wäre, so stünde man vor der folgenden Alternative: Feierte Jesus das Passahmahl am Dienstag abend, dann musste er Mitglied der Bundesgemeinschaft von Qumran gewesen sein. War er aber nicht Mitglied der Gemeinde von Qumran, dann konnte er auch das Passahmahl nicht am Dienstag abend feiern.

Tatsächlich sind aber jene, die den Dienstag abend als Datum des letzten Mahles Jesu befürworten, nicht von dieser Fragestellung ausgegangen. Sie begründen ihre These ganz unabhängig von der Frage nach der Verbreitung des Kalenders von Qumran. Ihre Argumentation enthält zwei Beweismomente.

Den einen Beweis sehen sie in der Tatsache, dass die von den Evangelien berichteten Ereignisse in einer befriedigenderen Weise auf die Passionswoche verteilt werden können, wenn das letzte Mahl Jesu auf einen Dienstag abend angesetzt wird. Da wir aus Raummangel nicht auf Einzelheiten der neuen Verteilung der Ereignisse der Passionswoche eingehen können, verweisen wir auf das diesbezügliche Urteil von E. Vogt SJ, Rektor des Biblicums in Rom: «Diese Chronologie scheint also nicht in Widerspruch zu stehen zu den Evangelien, sondern vielmehr von ihnen gefordert zu werden; sie löst viele Schwierigkeiten und wirft auf die Ereignisse der Passion ein neues Licht.»³

Der zweite Beweis ist gegeben mit einer christlichen Tradition, die man bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts zurückverfolgen kann. Nach dieser Tradition fand das Abendmahl am Dienstagabend statt. Jesus wurde in derselben Nacht vom Dienstag auf Mittwoch gefangen genommen und am Freitag gekreuzigt. Natürlich haben wir aus dem 2. Jahrhundert auch Zeugnisse kirchlicher Schriftsteller, die den Donnerstag als Datum des Abendmahls zur Voraussetzung haben. Aber diese Zeugnisse lassen sich sehr leicht als Ableitung aus den Evangelien verstehen, während man nicht sieht, wie die Tradition vom Dienstag hätte entstehen können, wenn es sich nicht um eine authentische, von den Evangelien unabhängige, Erinnerung handelt. Auffallend ist auch, dass der älteste Abendmahlsbericht, der des Paulus im 1. Korintherbrief 11, 23, nicht von der Nacht vor seinem Tode spricht, sondern von «der Nacht, in der er verraten wurde».

Da also das Neue Testament wie die Tradition für die Annahme des Dienstag als Datum des Abendmahles sprechen, lässt sich die Frage nach der Verbreitung des Kalenders von Qumran nicht umgehen. Denn dass Jesus Mitglied der Bundesgemeinschaft von Qumran war, wird von kaum einem Forscher angenommen. Wie aber kam er dann dazu, das Passahmahl nach ihrem Kalender zu feiern?

Uns scheint, dass es nur eine Möglichkeit der Erklärung gibt. Es muss die Hypothese aufgestellt werden, dass der Kalender mit den festen liturgischen Wochentagen Sonntag, Mittwoch, Freitag auch ausserhalb von Qumran befolgt wurde.

Einer solchen Hypothese könnten folgende Überlegungen zugrunde gelegt werden:

Die Woche zu sieben Tagen ist als Zeiteinheit älter als das Jahr zu 364 Tagen, wie A. Jaubert glaubt nachweisen zu können. Infolgedessen konnten sich die an die Woche gebundenen liturgischen Tage auch bei einem Wechsel der übergeordneten Zeiteinheit halten, sei es beim Übergang vom Kalender mit sieben Perioden zu 50 Tagen zum Sonnenkalender, sei es von diesem zum Mondkalender. Übergänge von einem Kalender zu einem andern hätte es nach J. Morgenstern im Verlauf der israelitischen Geschichte verschiedene gegeben.⁴ Im Israel der vor-königlichen Zeit sei ein Kalender in Gebrauch gewesen, der auf der Zahl 50 aufgebaut war. Erst Salomon hätte unter dem Einfluss von Tyrus den Sonnenkalender eingeführt. Diese Reform wäre aber im Nordreich nicht durchgedrungen, so dass die Galiläer noch zur Zeit Jesu den alten «Fünzfziger-Kalender» befolgt hätten. Auch heute noch könne man beobachten, dass die jüdischen Bauern Palästinas für das zivile Leben den julianischen oder mohammedanischen Kalender befolgen, während sie ihre religiösen Feste auf Grund des «Fünzfziger-Kalenders» berechnen.

Wenn nun in Palästina ein den Jubiläen verwandter Kalender tatsächlich einmal im Gebrauch war, wie jene Teile des Alten Testaments es nahelegen, die man als Priesterschrift bezeichnet, so wäre es denkbar, dass Galiläa der von den Seleuziden betriebenen Hellenisierung und der damit verbundenen Einführung des Mondkalenders in geringerem Ausmass erlag als Judäa. In dieser Hypothese wäre Jesu Feier des Passahmahls am Dienstagabend nicht ein Zeichen seiner Zugehörigkeit zur Gemeinde von Qumran, sondern eine Folge seiner galiläischen Herkunft.

Ergebnis

Wir kommen also zu folgender Schlussfolgerung. Der Kalender von Qumran ist ein einzigartiges Dokument aus der Zeit Jesu. Er erneuert die ganze bisherige Diskussion um das Datum des Abendmahles. Aber weil beim momentanen Stand der Forschung ein wichtiges Moment noch nicht geklärt ist, nämlich die Frage nach der Verbreitung des Kalenders von Qumran, scheint uns ein sicheres Urteil über das Datum des letzten Mahles Jesu noch nicht möglich zu sein. Aus diesem Grunde haben wir uns in der Auswertung des essenischen Mahles für die Deutung des Abendmahles auf jene Punkte beschränkt, die von protestantischer Seite besonders angefochten sind. Die Hauptschwierigkeit für eine exegetische Deutung des letzten Mahles Jesu liegt heute darin, dass der traditionsgeschichtlichen Forschung, die die auseinandergehenden Worte der Abendmahlsberichte des Neuen Testaments in ihrem relativen Alter und damit auch ihrer Herkunft zu erfassen sucht, ein allgemein anerkanntes Kriterium für die Altersbestimmung fehlt. Dieses Kriterium liegt unseres Erachtens in dem Ganzheitscharakter des letzten Mahles. Solange aber von einem rein historischen Standpunkt aus am Passahcharakter des Abendmahles gezweifelt werden kann, solange ist die Deutung der textlichen Verschiedenheiten unserer Abendmahlsberichte dem rational nie völlig aufhellbaren Ermessen des einzelnen Forschers ausgeliefert.

M. Brändle

³ Biblica, 1955, S. 413.

⁴ Cf. Anmerkung 2; M. Morgenstern: The Calendar of the Book of Jubilees, its Origin and its Character, in: Vet. Test. 1955, p. 34 ff.

Zu Ebener Erde und Erster Stock

Der grosse österreichische Satiriker Johann Nestroy, den man längst als hellichtig in Untiefen hineinleuchtenden Gesellschaftskritiker, als Beobachter und in seinen Possen Zeitgeschichte schreibenden Psychoanalytiker des Ungetüms Masse erkannt hat, schildert im irrig zur harmlosen Farce abgestempelten Erfolgsstück, dem diese unsere Überschau den Titel entlehnt, das Auf-und-Nieder zweier Familien in einem vor-märzlichen Wiener Hause: Ein noch im Zerrbild typisches Geschehen aus der verspäteten Frühzeit des ins halbfeudale Österreich eingedrungenen Kapitalismus. Am Gelde hing, zum Gelde drängte sich alles, und beweglicher Reichtum entschied über den Platz, den jeder einnahm, unterhalb dem noch streng gewährten und durch Grundbesitz gesicherten, des in seiner Position selbstverständlichen Hochadels. Vom Geld und vom Geldeswert wurde bestimmt, ob einer ins feuchte, ärmliche Erdgeschoss gehörte oder in die Prunkräume des Ersten Stockes. Es war nicht mehr wie in den vorigen Zeiten, da einem Menschen sein künftiger Platz von vornherein durch die Geburt angewiesen wurde, es sei denn, dass er als Kleriker oder im Kriegsdienst über seine Ursprünge hinauswuchs: Immerhin bestand eine feste Rangordnung für die Stände, für die Berufe als Ganzes, und diese hat sich, mit national bedingten Abweichungen, durch alle sozialen und politischen Umbrüche unerschüttert überall dort erhalten, wohin nicht die Wellen der sogenannten Grossen Sozialistischen Oktoberrevolution vorgestossen sind.

Nicht nur im insulären Grossbritannien (dessen gesellschaftliche Schichtung vom Labour umso weniger zerstört wurde, als sich dessen Führer willig in sie einfügten) und im traditionsbewussten autoritären Spanien, auch in den bürgerlichen, verfassungsmässig demokratischen Republiken wie der bundesdeutschen, der französischen und der italienischen, der Scheinmonarchien Skandinaviens, Belgiens und der Niederlande, und sogar in Österreich wie auch in der Schweiz existiert neben der im politischen Leben und schon gar in der Justiz peinlich beachteten Gleichheit aller vor dem Gesetz eine ungeschriebenen Regeln gehorchende Hierarchie der gesellschaftlichen Gruppen weiter, bei der die vier aus früheren Epochen überkommenen, Ansehen und Macht verleihenden Momente ihre massgebende Rolle spielen:

Abkunft, Reichtum, Bildung (oder geistige Leistung), Amt heben aus der grauen Masse heraus.

Es genügt, einen Blick in die illustrierten Zeitschriften mit Riesenaufgaben zu werfen, um diesen Vorrang durch das ihm geltende Interesse der breiten Leserscharen bestätigt zu finden. Entschliesst man sich, sportliches dem künstlerischen oder wissenschaftlichen Vollbringen gleichzusetzen, Filmgrössen oder Bühnensterne, sei es als bedeutende Kulturschaffende, sei es als Grossverdiener, einzustufen, dann haben wir in den bevorzugten Objekten der Pressephotographen die Gesamtheit der durch keine formelle Verfassungsbestimmung herausgehobenen Privilegierten unserer Zeit vor uns.

Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht auf den Gebieten der Sowjetunion und der Volksdemokratien.

Wohl ist dort die angebliche Beseitigung der Klassenunterschiede eine Fiktion. Es trifft das Wort Orwells (aus der «Tierfarm») zu, alle seien einander gleich, doch einige seien gleicher. Neue Bewertungsmaßstäbe sind indessen an die Stelle der alten getreten oder vielmehr, es haben sich nur zwei der sonst anerkannten behauptet: der eine oft nur in der Theorie, nämlich die Hochachtung vor der geistigen Leistung, der andere (fast allein und jedenfalls vordringlich) die Rücksicht auf das bekleidete Amt im Apparat der Partei und des Staates. Dazu gesellte sich als drittes, völlig neues, Moment die – wiederum mehr in der Theorie als in der Praxis sich bewährende – Schätzung ungewöhnlich ergiebiger Händearbeit. Vornehme Herkunft war anfangs einzig ein Hindernis, in der jüngsten Zeit wurde sie überhaupt nicht vermerkt, weder schädlich noch nützlich und nur zögernd bekundet sich eine Entwicklung, die seit Urbeginn immer wieder sich durchsetzt, dass die Herrschenden sich als genealogisch miteinander verknüpfte Oberschicht abkapseln, wie das zum Beispiel bei den Wechselheiraten der Kinder sowjetischer Marschälle zu beobachten ist.

Reichtum hat an sich keinerlei Wichtigkeit für das gesellschaftliche

Ansehen. Er kann in der Sowjetunion und in deren Satellitenstaaten ja nur auf zweierlei Wegen erworben werden: heimlich und bei illegalen Geschäften, womit zugleich das Risiko einer Bestrafung und des Verlusts ephemeren Besitzes verbunden ist. Oder legal, in Literatur, Kunst und durch das Bekleiden leitender technischer Posten, wobei dann Vermögen und Einkommen nur die Zugaben zu einer bereits vorhandenen Ausnahmestellung bilden. Lebensführung im Stil der obersten Kreise kapitalistischer Länder ist im Osten einzig den jeweiligen höchsten Parteigrössen möglich.

Angesichts des eben umrissenen Sachverhalts wird ohne weiteres klar, dass sich in der UdSSR und in den Volksdemokratien ein völliger Umschwung im Gesellschaftsgebäude vollzogen hat. Zwar ist nicht, wie man im ersten Eifer der kämpferischsten Kommunisten wollte, der Erste Stock abgetragen und alles aufs ebenerdige Niveau herabgedrückt worden, doch die Bewohner der Ersten Stockes mussten ins Erdgeschoss, wenn nicht in den Keller hinabsteigen oder sie wurden unsanft dorthin hinabgeschleudert. Und in die lichtereren Höhen sind zumeist Menschen aus den unteren Regionen hinaufgestiegen.

Sehr wenige, die im Ersten Stock zuhause waren, haben sich dort, den neuen Herren schmeichelnd oder ihnen durch Wahlverwandtschaft wirklich nahe, behaupten können. Dieser Vorgang war allerdings, in Ablauf und Rhythmus, bei den einzelnen Ostländern sehr mannigfaltig. Schon in Anbetracht der voneinander verschiedenen Ausgangspunkte. Russland, dann wieder Polen und Ungarn, Rumänien und Kroatien hatten vor dem Umbruch eine noch durch die feudale Gesellschaft geprägte Schichtung. In der stark industrialisierten Tschechoslowakei war der Adel zwar vorhanden, doch ohne politischen Einfluss; ähnlich wie in Frankreich beherrschten Grossbürgertum, Bauern und Gewerkschaften das Terrain. Serben, Slowenen, Bulgaren und Ukrainer besaßen überhaupt keinen Adel; bei ihnen führten die aus der Bauernschaft stammenden Intellektuellen und die unmittelbaren Repräsentanten der Landleute das grosse Wort.

Die russische Revolution von 1917, um fast ein Menschenalter dem Umsturz in den Volksdemokratien vorangegangen, hat zunächst die gesamte Aristokratie hinweggefegt, die einen ins Exil getrieben, die andern gemordet und die Überlebenden zur inneren Emigration in stille Winkel genötigt. Immerhin befanden sich auch in der nächsten Umgebung Lenins Angehörige des Hochadels, wie der Volkskommissar des Ausseren, Tschitscherin, Sohn einer Prinzessin, Spross eines Generalgouverneurs von Sibirien; des mittleren Adels, wie Frau Kollontaj und Lunatscharskij, dann mehrere aus der jüdischen Grossbourgeoisie, voran Trotzki. In der Literatur haben ein Graf Tolstoj und der Sohn eines schwerreichen Kapitalisten, Ehrenburg, eine führende Position errungen. Allmählich begegneten auch wieder hohe Beamte und Universitätsprofessoren, Generale und führende Techniker aus Adel und ehemaligem Grossbürgertum.

Im grossen und ganzen aber treffen wir am Staatsruder nur noch authentische Nachkommen des Proletariats, kleiner Bauern und «schlimmstenfalls» Kleinbürger. Auf Lenin-Uljanow, den Zivilgeneralssohn aus neugeadelter tatarischer Familie, folgen der Georgier Stalin-Dschugaschwili, dessen Vater sich als Flickschuster mühsam fortbrachte, diesem Malenkow, ein Kleinbürger mit unfertiger Hochschulbildung, und Chruschtschow, Kosakenbauer ohne andere als Primarschulbildung. Bulganin hat einen ins Kleinbürgertum strebenden, verunglückten Kleinkapitalisten bäuerlicher Herkunft zum Erzeuger. Mikojan ist aus armenischem, Kaganowitsch aus jüdischem Proletariat hervorgegangen. Auch die Marschälle Woroschilow, Feldwebel unter den Zaren, und Shukow kommen von ganz unten, wie auch der in der Literatur Russlands grösste lebende Dichter Scholochow. Weit und breit erschauen wir, sogar in der zweiten Garnitur der Parteiführung, der Verwaltung, der Diplomatie, der Marschälle und Generale, der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur keine Nachfahren der früheren Aristokratie oder des vornehmsten Grossbürgertums. Nur hie und da erscheinen Vereinzelte aus dem «Dworjanstwo», dem niederen Adel, wie die übrigens sämtlich aus Polen den Ur-

sprung herleitenden Marschälle Sokolowskij, Rokossowskij und Malinowskij.

Verschwunden ist ferner, mit dessen angeborenen Pflegern, der einstige russische Lebensstil in Sitten und Unsitten.

Niemand in der Sowjetunion fiele es heute ein, einen Mitbürger als «Gospodin», als «Herr», zu bezeichnen – dieser Titel wird nur nichtsozialistischen Ausländern gegeben – oder gar sich vor Genossen und Genossinnen zu verneigen, wie das, freilich unter Herren und Damen, zur Zarenzeit die oft in lächerliche Übertreibung ausartende Regel war. Dennoch sind ein paar Gewohnheiten des Ersten Stocks auch bei dessen neuen Bewohnern erhalten geblieben: Die Gastfreundschaft, die natürliche Höflichkeit und Gutmütigkeit im nüchternen und die rohe Wildheit im betrunkenen Zustand, die Freude an Musik, Tanz und bunten Farben, die Lust zum endlosen Gespräch über Abstraktes und Konkretes, dazu der Hang, den Niedrigeren, weniger Mächtigen zu befehlen, dem nicht mehr folgen zu können wohl einen der heftigsten Schmerze der ins Erdgeschoss Hinabgedrückten bildete.

Doch über alles ist schon Gras gewachsen. Der jetzige Zustand dünkt die zweihundert Millionen, denen er verhängt ist, durchaus normal und wenn die Grosstadtjugend, feurig und abenteuerfroh, wirren Vorstellungen über den Westen huldigend, ein bisschen an den Ketten rüttelt, so heisst das keineswegs, sie wolle eine ihnen gar nicht oder nur entstellte bekannte Gesellschaftsordnung (wieder-)herstellen, für die in der UdSSR keine Voraussetzungen mehr vorhanden sind und die sich erst wieder in Jahrzehnten neu einzuleben hätte.

So bleibt es bei der gegenwärtigen faktischen, nicht etwa auf schriftlichem Gesetzestext gründenden Hierarchie.

Oben die Parteioligarchie: Mitglieder des Präsidiums der KPSS, Erste Sekretäre der Bundesrepubliken und so weiter, dann die Marschälle, einige Minister, auserkorene Wissenschaftler in höchsten Ämtern. Diese Lieblinge des Schicksals haben, solange sie das sind, Paläste oder grosse Wohnungen in ehemaligen hocharistokratischen Residenzen, Landhäuser, mitunter auch Villen an der Schwarzmeerküste zur Verfügung, dazu mehrere Autos, mit denen sie, von den üblichen Vorschriften nicht betroffen, auf reservierter Bahn durch Moskau und Leningrad dahinrasen. Sie geben grosse Empfänge, dürfen ungestört mit Ausländern verkehren (wenn sie das wollen, was, mit Ausnahme von dazu dienstlich verpflichteten massgebenden Funktionären des Aussenamts, selten der Fall ist). Sie haben eine geschulte und zahlreiche Dienerschaft zur Verfügung, könnten sich gut kleiden, wenn sie das zu tun verstünden und auf derlei Äusserlichkeit Wert legen.

Es gibt unter den Sowjetgrössen nicht einen für westliche Begriffe eleganten Mann; Berichten über weibliche Sowjetstars der Mode stehen wir einermassen skeptisch gegenüber; die verführerischsten Mannequins aus London und Paris haben in Moskau bei den dortigen first ladies nur Entsetzen und Abscheu über die entarteten bürgerlichen Toiletten geweckt. Echte Vornehmheit, diskreter Ton sind bisher, ungeachtet mancher Anpassung an die schönere Umwelt, an herrliches Service, an Seidentapeten und historische Möbel, in die russischen Paläste nicht wieder eingezogen.

Gesellschaftskultur hat eher in der zweiten Schicht ihre Spuren hinterlassen: bei Künstlern, einzelnen Gelehrten und Schriftstellern, Schauspielern, die zusammen mit der Hochbürokratie, der Generalität, den nicht zur allerobersten Spitze gehörenden Leitern des Parteiapparats, den Inhabern der Schlüsselstellungen in Wirtschaft und Technik ein angenehmes Dasein geniessen. Wenigstens insofern als sie geräumige Wohnungen haben, sich Hausgehilfinnen halten können, über Auto und Fernsehgeräte verfügen, gut und reichlich essen (und trinken), ihren kleinen Liebhabereien folgen dürfen, die Freizeit den edlen und den minder edlen Zerstreungen widmen und genug Geld bekommen, um an nichts, was die russische Seele begehrt, Mangel zu leiden. Zu dieser Klasse zählen auch besonders

tüchtige Stossarbeiter (Stachanowtzy), Leiter grosser Kolchosen und höhere Gewerkschaftsbeamte.

Schätzen wir die Gesamtheit der ersten Kategorie, die Familienmitglieder inbegriffen, auf rund fünfhundert, die der zweiten auf fünfzigtausend, so ist damit alles genannt, das in der gewaltigen Sowjetunion einen Standing besitzt, den in den USA Millionen Menschen ihr eigen wissen und den im verschrieenen Vorkriegsrußland wenigstens eine Million Privilegiierter innehatte. Den nun folgenden Gruppen ergeht es weit ärger.

Eine dritte Schicht von Intellektuellen, Stossarbeitern, mittleren Beamten, Bauern aus prosperierenden Kolchosen hat noch ausreichende Nahrung, leidliche, den bescheidensten Ansprüchen entsprechende Wohnbedingungen – etwa ein Zimmer für ein, höchstens zwei Personen, die Kinder eingeschlossen –, doch mit der Kleidung sieht es schlimm aus. Die Frauen tragen Kopftücher, die Männer Kappen, die Stoffe sind nicht mehr aus reiner Wolle, die Schuhe geschmacklose Ungetüme. Die Einrichtung der Wohnungen ist aufs nötigste reduziert. Der Alltag verläuft grau und die Freizeiten sind nur der primitivsten Massenunterhaltung oder aufgezwungener «höherer» Kunst – etwa unverstandenen klassischen Konzerten – geweiht. Unter diesen Bedingungen werken zwei, drei oder fünf Millionen. Genaue Ziffern sind kaum zu errechnen. Sie haben aber ihr ungefähres Gegenstück an den untern Tschinowniki (Beamten), an den armen Angehörigen der damals freien Berufe, an den besser situierten Bauern und Spezialarbeitern der Zarenzeit.

Darunter dehnt sich das weite, unergründliche Meer der Dürftigkeit. Freilich, und das ist als einziges Plus dem Sowjetregime zuzugestehen, nicht bis in so schwarze Untiefen wie unter den Romanows. Der ärgste Hunger, das Analphabetentum, die Macht der düstersten Finsternis sind überwunden. Doch deshalb ist der Unterschied zwischen dem Los eines Sowjetmenschen der breitesten Schicht von Durchschnittsarbeitern, Durchschnittsbauern und niedrigsten Beamten, Angestellten, Sozialrentnern und dem Schicksal eines amerikanischen oder schweizerischen Zeitgenossen aus den gleichen Sphären nicht minder gross.

Die UdSSR hat gegenüber den sogenannten Volksdemokratien das eine zweifellos voraus, dass in ihr die sehr bezweifelbare Ordnung der Gesellschaft älter, der Diskussion ent-rückt und selbstverständlich geworden ist. Das älteste proletarische Vaterland begeht im heurigen Jahr die Vollendung des vierten Dezenniums seines Daseins. Die den Weg zum Sozialismus, Kommunismus schreitenden Satelliten befinden sich erst seit dem Zweiten Weltkrieg auf dieser Strasse zum irdischen Paradies. Im einstigen Zarenreich ist, aller richtigen oder übertriebenen Meldungen über Unzufriedenheit, Sehnsucht nach westlicher Freiheit, westlicher Mode und westlicher Kultur ungeachtet, das Regime seines Bestandes so sicher, dass es sich nicht nur den Luxus chronischer Diadochenkämpfe – von denen die breiten Massen nichts erfahren – gestatten darf, sondern auch den Kult feudaler grosser Ahnen, ohne deren Sitten und Anschauungen zu übernehmen. Man kann, ja man muss Alexander Newskij, Iwan den Schrecklichen, Peter den Ersten, Kutusow feiern und ehren, man darf auf dem Theater jene Oper, in der die alte Zarenhymne «Gott schütze den Zaren» erstmals vorkam, freilich unter verändertem Titel, spielen. Doch es wird niemand antikommunistischen Schriftstellern oder Künstlern Talent zubilligen, geschweige denn an ein Mehrparteiensystem denken und gar die Unübertrefflichkeit der kommunistischen Gesellschaftsform in deren jeweils herrschenden Abart bestreiten. Diese «fürchtbaren Verirrungen» aber verpesten noch bis auf unsern Tag die Satellitenwelt und sie zeigen ihre «abscheulichen» Auswirkungen in der dort sehr unvollkommenen Gesellschaftsordnung.

2. Teil folgt

Zyrril Boldirev

Aktuelle Aspekte des europäischen Katholizismus

England

Die Lage der englischen Katholiken – der «römischen» Katholiken, wie man sie bezeichnenderweise drüben nennt – ist eine grundlegend andere als die ihrer Glaubensbrüder auf dem europäischen Kontinent. In England ist der Katholizismus nicht wie in Spanien oder Italien Staatsreligion und auch nicht wie in Frankreich – trotz allem – Nationalreligion: seit der Reformation ist er die Konfession einer jahrhundertlang verfolgten, verachteten und verdächtigten Minderheit. Der König von England führt zwar immer noch den offiziellen Titel «Defensor fidei», Verteidiger des Glaubens. Aber dieses Attribut, das einst Papst Leo X. König Heinrich VIII. verlieh, bezieht sich nicht mehr auf den katholischen, sondern auf den protestantischen Glauben: der König, heute das Oberhaupt der anglikanischen Kirche, gelobt bei seiner Krönung feierlich, den protestantischen Glauben und seine Einrichtungen zu schützen und zu verteidigen.

Freilich: die ursprüngliche, scharf antikatholische Eidesformel wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts, bei der Krönung Edwards VII., abgemildert. Faktisch geniessen die Katholiken in England inzwischen die gleichen Rechte wie alle übrigen Staatsbürger. In einer Gesellschaft, die sie lange als un-englische Fremdkörper und gefährliche Extremisten betrachtete, haben sie sich ihren Platz erobert. Im Laufe der letzten hundert Jahre hat sich ihre Zahl verzehnfacht: heute sind von 44 Millionen Einwohnern in England und Wales rund $4\frac{1}{3}$ Millionen Katholiken. Historiker bezeichnen die Zeit seit 1850 geradezu als einen «zweiten Frühling» des englischen Katholizismus, und in der Tat ist seine heutige Gestalt und Struktur weitgehend das Werk des 19. Jahrhunderts.

Woher kommen Englands Katholiken?

Um 1840 gab es in England und Wales schätzungsweise 450 000 Katholiken, nicht mehr. Nur etwa $\frac{1}{3}$ davon war englischer Abstammung und gehörte vorwiegend zum alten Landadel; der grössere Rest war irischer, französischer und italienischer Herkunft, also irgendwann einmal zugewandert. Die durch alle Verfolgungen hindurch katholisch gebliebenen Aristokraten sassen verstreut und oft verschüchtert auf ihren Gütern, unterhielten für ihre Familien und ihr Gesinde einen eigenen Kaplan und sorgten in ihren Häusern für die religiöse Unterweisung der Kinder. England war Missionsland im wörtlichsten Sinne. Die kleinen Ansammlungen von Gläubigen hiessen nicht Pfarreien, sondern regelrecht «Missionen». Sie unterstanden bis zur endgültigen Wiederherstellung einer regulären englischen Hierarchie im Jahre 1850 der Jurisdiktion apostolischer Vikare, die die römische Kongregation für Glaubensverbreitung einsetzte. Der Einfluss der Katholiken auf das politische, soziale und kulturelle Leben des Volkes war gleich null, ihre Grundhaltung die Defensive und das Gefühl einer hoffnungslosen Unterlegenheit. In den Augen ihrer Gegner war die katholische Kirche in England tot und erledigt; man konnte sie getrost sich selbst überlassen; der Aufwand einer eigentlichen Verfolgung erübrigte sich; Toleranz aus Nachsicht schien eher am Platz.

Diese Lage änderte sich innerhalb weniger Jahrzehnte gründlich. Angesehene, ja führende Männer der anglikanischen Kirche traten aus Protest gegen den um sich greifenden theologischen Liberalismus und die religiöse Verflachung im Anglikanismus zur katholischen Kirche über, allen voran der glänzende Kopf der sogenannten Oxford-Bewegung, der spätere Kardinal *John Henry Newman*, ferner so erlauchte Geister wie *Ward*, *Faber* und besonders *Manning*, eine energische und selbstbewusste Führungspersönlichkeit, die von Anfang an bei der

Weckung des sozialen Bewusstseins und später als Kardinal beim Vorstoss der englischen Katholiken aus dem Ghetto zu öffentlicher Geltung eine hervorragende Rolle spielte. Die Wirkung dieser Konversionen auf die anglikanischen Kreise und über sie auf die englische Gesellschaft kam einem Schock und einer Herausforderung gleich. *Christopher Hollis*, einer der namhaftesten katholischen Unterhausabgeordneten und Publizisten im heutigen England, schildert die anglikanische Reaktion folgendermassen:

«Bislang glaubte die englische Aristokratie felsenfest an die geistige Überlegenheit des Protestantismus über den Katholizismus. Niemand konnte nach ihrer Meinung aus geistigen Gründen Katholik werden. Jetzt kam der führende Denker jener Tage – Newman – nach reiflicher Überlegung und wissenschaftlicher Bemühung zu dem Schluss, dass die Wahrheit in der katholischen Kirche zu suchen sei. Die Toleranz verwandelte sich in Panik. Dass es intellektuelle Argumente für den Katholizismus gab, machte ihn nur noch unpopulärer und verdächtiger.»

Allerdings: wenn auch die Elite der Konvertiten auf Grund ihrer Herkunft und Bildung sehr bald die Spitze des englischen Katholizismus bildete, so fehlte ihm doch noch eine solide Basis, die Verwurzelung in den breiten Massen, zumal in der ständig anwachsenden neuen Industrie-Arbeiterschaft.

Die Zukunft der Kirche in England lag, wie ein scharfsinniger Chronist unserer Tage bemerkte, nicht bei den Universitätsprofessoren und Literaten, sondern in den Slums.

Und die Slums der aufschliessenden Industriezentren steckten bald voll von Katholiken, als Hunderttausende von katholischen Iren im Gefolge der grossen Hungersnot aus ihrer Heimat auswanderten und in London, Bristol, Liverpool und den Städten Nord- und Mittelenglands Arbeit suchten. Man kann nicht sagen, dass diese «Landfremden», die die gebräuchlichen Löhne unterboten und so umstürzlerisch-revolutionärer Tendenzen wie der Forderung nach allgemeinen Wahlen verdächtigt wurden, den Katholizismus in England beliebter und anziehender machten. Selbst die von Grund auf konservativen, alteingesessenen katholischen Gutsherren und nicht wenige der aus der besten Gesellschaft kommenden Konvertiten rümpften über den proletarischen Zuwachs aus Irland gelegentlich die Nase. Aber sicher ist, dass durch die irischen Einwanderer der Katholizismus in England eine soziale Realität wurde – sinnfällig für jedermann schliesslich, als während des Londoner Dockarbeiterstreiks im Jahre 1889 die Demonstranten das Bild des Kardinals Manning, der sich mutig in die Schlichtungsverhandlungen eingeschaltet hatte, neben Transparenten von Karl Marx durch die Strassen trugen.

Wichtiger noch als dieser äussere war der innerkirchliche Beitrag des irischen Elements. Der englische Bischof Bernard Ward bezeugt ihn wie folgt:

«Der Einstrom der Iren machte aus unseren Gemeinden, was sie heute sind. Die englischen Katholiken waren für den Bau und Unterhalt ihrer Kirchen fast ausschliesslich auf die Spenden der wenigen eingestammten und wohlhabenden Katholiken angewiesen; nach der grossen irischen Einwanderung konnten wir mit den Pfennigen der Armen bauen. Viele Pfarreien verdanken ihre Existenz, ihre Kirchen und Schulen den irischen Gemeinschaften. Um das bestätigt zu finden, braucht man nur auf die Teile Englands zu blicken, die von der irischen Einwanderung verhältnismässig unberührt blieben. Die Situation des Katholizismus in diesen Gebieten ist einfach trostlos.»

Wie dominierend der Einfluss der Iren auf die Gestalt des englischen Katholizismus bis heute geblieben ist, beschreibt der junge englische Historiker *Donald Nicholl* in den Kölner «Dokumenten». Er gibt zu, dass immer noch eine gewisse Distanz und gelegentliche Verstimmungen zwischen den Ka-

tholiken englischer und denen irischer Abstammung bestehen; man darf schliesslich nicht vergessen, dass Engländer und Iren während des irischen Freiheitskampfes bis in die zwanziger Jahre hinein einander umbrachten. Aber Nicholl wehrt sich dagegen, dass man deshalb die Verdienste der irischen Katholiken in England schmälert. Kategorisch stellt er fest:

«Es besteht heute kein Zweifel mehr darüber, dass die englischen Pfarren ohne irische Priester nicht leben könnten, dass ohne die irischen Nonnen viele Schulen ihre Pforten schliessen müssten und die staatlichen Krankenhäuser ohne irische Schwestern in arge Verlegenheit kämen. . . Neben diesen unmittelbaren, praktischen und schlicht christlichen Aufgaben in Seelsorge und Caritas kommt den Leistungen in Wissenschaft und Kultur nur eine sekundäre Bedeutung zu.»

Mit Hochachtung also wird man den irischen Anteil an der Aufwärtsentwicklung des englischen Katholizismus in den letzten hundert Jahren anerkennen müssen. Sie lässt sich an einigen eindrucksvollen Ziffern ablesen. Zwischen 1850 und 1950 stieg die Zahl der Schüler in den katholischen Schulen von 41 000 auf 530 000, die Zahl der Kirchen und Kapellen von 600 auf 2800, der Priester von 800 auf 6700. Überblicken wir diesen erstaunlichen Weg – und nur wenn man ihn bis zu seinen Anfängen zurückverfolgt, vermag man ihn zu verstehen und zu würdigen –, so werden wir zweierlei festhalten. Die grossen Konvertiten haben dem englischen Katholizismus nach Jahrhunderten der Inferiorität und Isolierung sein geistiges Selbstbewusstsein zurückgegeben und ihn wieder zu einem Kulturfaktor von Rang gemacht; es genügt, hier ausser den schon zitierten nur Namen wie *Christopher Dawson*, *Gilbert Keith Chesterton*, *Evelyn Waugh*, *Bruce Marshall*, *Graham Greene* zu nennen. Die irischen Pfarrgemeinschaften sodann mit ihrem ausgeprägten Zusammengehörigkeitsgefühl, ihrer Wärme und Gläubigkeit, ihrem Humor und Opfermut verschafften sozusagen dem Kopf seinen Körper und sorgten dafür, dass die Katholiken in England auch wieder eine soziale und politische Bedeutung gewannen, mit der die nichtkatholische Mehrheit rechnen muss, auch wo sie die katholische Auffassung nicht versteht oder gar billigt.

Gemeinsame Grundanliegen

In der Schulfrage zum Beispiel, dem Problem Nummer 1 für die englischen Katholiken. Sie halten die ganzheitliche religiöse Erziehung ihrer Kinder – gerade angesichts des wachsenden Indifferentismus auch bei den Anglikanern – für so wichtig und zukunftsentscheidend, dass die Mahnung eines ihrer Bischöfe zum geflügelten Wort wurde: Schulen bauen ist jetzt dringlicher als Kirchen bauen! Dabei bedeutet der Unterhalt der – immer noch zu wenigen – katholischen Elementar- und Höheren Schulen eine schwere finanzielle Belastung für die Gläubigen. In Birmingham zum Beispiel beliefen sich die Baukosten für Schulhäuser zwischen 1947 und 1956 auf über 2,7 Millionen, in Liverpool sogar auf 4,2 Millionen Pfund. Denn nach dem Butler'schen Unterrichtsgesetz von 1944 trägt der Staat die vollen Lasten nur für solche Schulen, in denen der Unterricht nach den «Anerkannten Grundsätzen des Christentums» erteilt wird – auf welche vage Formel sich zwar die Anglikaner einliessen, aber nicht die Katholiken. Zum Bau und Unterhalt ihrer eigenen Schulen, deren Leitung meist in den Händen von Ordensleuten liegt, schiesst der Staat nur etwas mehr als die Hälfte der Kosten zu. Aber da diese Summen schliesslich auf dem Weg über die allgemeinen Steuern eingebracht werden müssen, gibt es immer wieder wütende Proteste der nichtkatholischen Bürger, die nicht einsehen, warum sie mit ihren Steuergeldern die halsstarrigen Extratouren der Katholiken bezahlen sollen.

Auf das gleiche Unverständnis stösst die konsequente Haltung der Katholiken in den Fragen der Ehe und der Geburtenkontrolle. Dabei ist anzumerken, dass die Epidemie der Ehescheidungen in England durchaus erst neueren Datums ist; ihren Höhepunkt erreichte sie nach 1945. Bis in den

ersten Weltkrieg hinein hielt sich – trotz der bekannten Ehegeschichten Heinrichs VIII. und ihres Anteils an der englischen Reformation – praktisch die strenge katholische Auffassung von der Ehe. Zur Scheidung bedurfte es eines besonderen Parlamentsentscheides, und der Geschiedene blieb stets gesellschaftlich diskriminiert. Erst heute, in der «nachchristlichen» Gesellschaft, wie englische Theologen sie gelegentlich bezeichnen, um den allgemeinen Schwund an religiöser Substanz deutlich zu machen, prallen die gegensätzlichen Auffassungen von Ehe und Familie hart aufeinander.

Verschiedene soziale und politische Einstellung

Gott sei Dank ist die Haltung der englischen Katholiken in den beiden Grundanliegen der Schule und Familie völlig einmütig, mögen ihre sonstigen politischen und sozialen Ansichten auch auseinandergehen. Überhaupt spielen politische Kontroversen innerhalb des englischen Katholizismus keine ausschlaggebende Rolle, obwohl das Interesse der Katholiken für die Politik vielleicht nie so ausgeprägt war wie heute. Als ein Kennzeichen des politischen Gleichgewichts mag die Tatsache gelten, dass von den 22 Katholiken, die gegenwärtig (unter insgesamt 630 Abgeordneten) im Unterhaus sitzen, 11 zur konservativen und 11 zur Arbeiterpartei gehören.

Dieses Verhältnis wird man freilich auf dem Hintergrund der sozialen Schichtung der englischen Katholiken sehen und beurteilen müssen. Entgegen den Vorstellungen, die der Ausländer in der Regel aus der Lektüre katholischer Romane und Zeitschriften gewinnt, zählt die Mehrheit der englischen Katholiken, vor allem derjenigen irischer Herkunft, nach wie vor zur Arbeiterschaft. In der englischen Gewerkschaftsbewegung haben Katholiken stets eine massgebliche Rolle gespielt und zahlreiche prominente Führer gestellt. Donald Nicholl bemerkt dazu:

«Die Mitarbeit der Katholiken in den Gewerkschaften hat in den Jahren nach 1945 viel dazu beigetragen, dass es den Kommunisten nicht gelang, die Gewerkschaftsbewegung unter ihren Einfluss zu bringen, was damals ein Hauptziel ihrer Strategie war. In jenen Jahren wurde der Verband katholischer Gewerkschaftler gegründet, eine undoktrinäre, für England sehr typische Vereinigung, die nie die Absicht hatte, die Gewerkschaften etwa in ihre Hand zu bekommen. Lange Zeit wusste niemand richtig, was der Verband eigentlich bezweckte, und auch heute lässt sich nicht viel mehr über ihn sagen, als dass er seine Mitglieder in katholischem Geiste zu besseren Gewerkschaftlern erziehen will. Den Nachdruck legt er auf die religiöse Bildung – eine Methode, die langsam, aber reichlich Früchte trägt, während der marktschreierische Aktivismus längst versagt hat.»

Im Arbeiterapostolat zeichnet sich auch in England besonders die Christliche Arbeiterjugend aus, deren Aktivität von den Bischöfen kräftig unterstützt wird – auch gegen den gelegentlichen Widerstand konservativer Kreise, denen der geistliche Leiter der «Young Christian Workers», Pater *John Fitzsimons*, einmal folgende Lektion erteilte:

«Es ist einigermaßen lächerlich, mit einem Penny-Katechismus in der einen Hand und einem apologetischen Traktat in der anderen dazustehen und zu hoffen, auf diese Weise eine machtvolle geschichtliche Entwicklung beeinflussen zu können. Nur indem wir selbst in die Flut steigen, werden wir sie vielleicht bändigen und richtig lenken.»

Bildung eines katholischen Mittelstandes

Auf der anderen Seite verliert die eng untereinander verschwägte alte katholische Aristokratie im öffentlichen Leben an Bedeutung. Ihren konservativen sozialen Anschauungen neigten allerdings von Anfang an auch nicht wenige der einflussreichen Konvertiten zu, und neuerdings entwickelt sich im Zuge des allgemeinen gesellschaftlichen Aufstiegs der englischen Katholiken deutlich ein katholischer Mittelstand von Ärzten, Lehrern, Anwälten und sonstigen Angehörigen der akademischen und freien Berufe. Man schätzt, dass heute etwa

150 katholische Professoren und Dozenten an den englischen Universitäten lehren. Allein an der Universität Oxford soll es über 50 katholische Graduierte geben, wo vor 80 Jahren noch kein einziger existierte. Auf dem Lehrstuhl für Geschichte in Cambridge, den einst der leidenschaftliche Katholikenfeind Coulton innehatte, sitzt heute ein Benediktiner.

Zu den aktivsten katholischen Verbänden gehört die *Newman-Gesellschaft* der Akademiker, die erst seit etwa 10 Jahren besteht. Sie ist keineswegs ein Verein, der ausschliesslich das Gedächtnis Newmans pflegen will. Sie hat vielmehr die Durchführung von Aufgaben übernommen, die für die weitere Entwicklung der Kirche in England von ausserordentlichem Wert sein werden. So besitzt die englische Hierarchie bis heute keine verlässlichen statistischen Aufschlüsse über die genaue Zahl, die geographische Verteilung und die soziale Gliederung ihrer Gläubigen – Unterlagen, die für Verhandlungen mit den staatlichen Behörden ebenso wichtig sind wie für die Seelsorge. Die Newman-Gesellschaft veranstaltet gegenwärtig mit eigenen Kräften und auf eigene Kosten entsprechende Erhebungen.

Ungelöste Probleme

Sie hat unter anderem bereits ermittelt, dass Tausende von Katholiken isoliert und über das ganze Land verstreut leben, um die sich niemand kümmert. Diese «Versprengten» erliegen mehr und mehr der religiösen Gleichgültigkeit ihrer Umgebung, genau so wie zahlreiche jüngere Katholiken, sobald sie – etwa während des Militärdienstes – aus ihrer gläubigen Familie herausgerissen werden. Auf die Gefahr des Abfalls durch Lauheit und Indifferenz verweist mit überaus ernsten Worten Pater Francis Ripley, der lange Zeit als Seelsorger in der Royal Air Force wirkte. Er warnt:

«Der Niedergang der religiösen Praxis und der Abfall in England und Wales haben das Anwachsen der katholischen Bevölkerung mehr als zunichte gemacht... Die Folgen der irischen Einwanderung, der Zuwachs an Konvertiten, die höhere Geburtenziffer der Katholiken: all das zusammen bleibt hinter den Verlusten zurück. Unter diesen Umständen ist an eine weitere Ausbreitung des katholischen Glaubens in England nicht zu denken.»

Zu ähnlich erschütternden Ergebnissen gelangten Untersuchungen der Christlichen Arbeiterjugend in ihrem Milieu. Apostolisch tätige Laien machen die gleichen Erfahrungen in den Zentren der modernen Leichtindustrie Mittel- und Südenglands. Hier ist ein solches Zeugnis:

«Die Kirche hat die Massenkultur unseres Zeitalters noch nicht wirklich in den Griff bekommen. Der Christ von heute fühlt sich wie in einem Raum, aus dem langsam alle Luft herausgepumpt wird. Er mag sich wenden, wohin er will, er kann seinen Gegner nicht finden und stellen; denn dieser Gegner entzieht sich ihm... Der neue Typ des Arbeiters gehört heute zur areligiösesten Schicht des ganzen Volkes. Der alte Arbeiter ging in die Kirche und hatte seinen Gesangverein, versäumte keinen Fussballmatch und kein Hunderennen, trank, raufte sich und war im Grunde gutmütig und anständig. Der neue Typ ist viel respektabler: er trinkt nie über den Durst, teilt seinen Lohn vernünftig ein, hält durch empfängnisverhütende Mittel streng und sachlich die Zahl seiner Kinder unter Kontrolle und hat nicht viel Sinn für Humor. An der Mauer seiner kalten Gleichgültigkeit prallt das Wort der Kirche ohne Echo ab.»

Mit dieser Schilderung der Situation der gläubigen katholischen Minderheit innerhalb einer Gesellschaft, in der die Luft des christlichen Glaubens, die Luft zum Atmen der menschlichen Seele, immer dünner wird, wollen wir unsere Betrachtung nicht nur des englischen Katholizismus, sondern des heutigen europäischen Katholizismus überhaupt abschliessen. Denn ist die Erfahrung englischer Katholiken in ihren Industriestädten so sehr verschieden von der französischer Arbeitermissionare, italienischer Säkularinstitute, spanischer Studentenseelsorger? Und fragen wir uns ehrlich: Ist sie so sehr anders wie unsere eigene Erfahrung? Wenn aber die «Herausforderung» an alle Katholiken im «nachchristlichen» Europa die gleiche ist, dann gilt auch für alle die Antwort, die der grosse englische Konvertit *Christopher Dawson* formuliert hat:

«Die Aufgabe für die Zukunft besteht in der Stärkung der inneren Kraft und der äusseren Aktivität der katholischen Gemeinschaft als einer christlichen Minderheit in der säkularisierten modernen Massengesellschaft.» Paul Botta

Schatten und Sonne über Österreich*

Fällt der Sonnenstrahl auf ein unbeschriebenes weisses Papier, dann erblickt man, einander in unwandelbarer Ordnung folgend, die einzelnen Farben, aus denen sich das Licht des Tagesgestirns zusammensetzt; wir sehen das Spektrum vor uns in aller seiner Vielfalt. In diesem Werk aber wird bedrucktes Papier nicht nur von Licht bestrahlt, sondern auch von Schatten bedeckt. Und wir empfangen ein Spektrum des heutigen Österreich, das der objektiven Wirklichkeit weit mehr entspricht als wenn nur der leuchtende Glanz über dieses Land gebreitet worden wäre. Er tritt um so überzeugender hervor, je weniger die dunklen Punkte verhehlt sind. Unantastbare Wahrhaftigkeit bei heisser Liebe zur Heimat und bei überzeugender Sachkunde, das sind die hervorstechenden, rühmlichen Haupteigenschaften eines Vorhabens, dessen Leitung und Durchführung offenbar den Berufensten anvertraut worden sind. Der weltanschauliche Grundton des schön gedruckten und mit den Text vortrefflich ergänzenden Abbildungen versehenen Sammelbandes ist klar und er wird weder verfälscht noch verleugnet. Er wird durch den Verlag Herder und durch die Namen der durchwegs bekannten Mitarbeiter gegeben. Es ist das ein weltoffener Katholizismus europäischer und österreichischer Gesinnung, dessen Spannweite im Politischen von *Anton Böhm* und *Hans Sedlmayr* auf der Rechten bis zu *Friedrich Heer* auf der Linken reicht. Gäste aus dem Liberalismus wie *Heinrich Benedikt* und *Robert Kann* sind willkommen. Sie fügen sich aufs beste in die Gemeinschaft ein.

Dargestellter Gegenstand ist das heutige Österreich in seiner Eigentümlichkeit aus seinem Werden, aus seinen Voraussetzungen begriffen. Mit Vorbedacht hat man keine trockene, die Sachverhalte aneinanderreihende Übersicht geboten, bei der ja doch, immer wieder, manches und mitunter Wesentliches übersehen wird, sondern eine deutende Überschau, die nicht selten zur in verborgene Untiefen eindringenden Schauung wird.

* *Spectrum Austriae*. Herausgegeben von *Otto Schulmeister*, *Johann Christoph Allmayer-Beck* und *Adam Wandruszka*. Gr. 8°, 735 Seiten. Verlag Herder, Wien.

Unter den zwanzig Beiträgen finden wir Wortkunstwerke, wie vor allem die Abschnitte über die Bildende Kunst von Sedlmayr, über das Phänomen Wien von Anton Böhm und, zusammen mit diesen beiden Höhepunkt des Ganzen, Friedrich Heers «*Humanitas Austriaca*». Sie sind stofflich, freilich nicht im gleichen Grade, ihrem Thema gerecht.

Einige der Beiträge führen uns in Bezirke der Erkenntnis, die bisher überhaupt gemieden oder die nur durchstreift worden waren. Da wäre an der Spitze die verwirrende und dennoch gemeisterte Mannigfaltigkeit des Kapitels «Die soziale Wirklichkeit von heute» zu nennen, in dem Erich Bodzenta und Linus Grund eine umfangliche Schilderung des gesellschaftlichen Seins im Österreich der Gegenwart entwerfen. Sie gesellt sich dem nicht minder wertvollen Bild zu, das wir Johann Christoph (Freiherrn von) Allmayer-Beck danken und das uns die «Träger der staatlichen Macht» – Adel, Armee, Bürokratie – zeigt. Auch Willy Lorenz' «Der Katholizismus: Geschichte, Gestalt, Probleme» muss man zu den Vorstössen in ein Gebiet zählen, das oft begangen, wenig erforscht und deshalb voller überraschender Einsichten ist.

Ganz anderen Charakter tragen die **geschichtlichen Abschnitte**. Sie schöpfen aus dem Vollen, sind sie doch den erprobtesten Sachkennern zugefallen. *Heinrich Benedikt* erzählt mit Rankescher Unbefangenheit, aus kleinen Bausteinen eine grossartige Synthese zusammenfügend, wie der Habsburgerstaat «eigentlich geworden» und was er «eigentlich gewesen» ist: sich selbst, seinen Angehörigen, dem Heiligen Römischen Reich und Europa. *Hugo Hantsch* nimmt den Bericht dort auf, wo der entscheidende Einschnitt anzusetzen ist, nach der Aufgabe der deutschen und der italienischen Position, also nach dem verlorenen Krieg von 1866. Wiederum ist da ein Meister seines Faches aufgerufen, einen wertenden Bericht zu erstatten. Verspürt man bei Benedikt etwas stärker die wirtschaftliche Note, so ertönt aus Hantschs bewegtem und bewegendem Panorama des verfassungsmässigen franzisko-josephinischen Österreich vernehmlicher das politische Leitmotiv. Aufs hellste im wirklich «klassisch formulierten» Satz der von

den Grafen Taaffe und Alfred Potocki unterzeichneten Denkschrift aus dem Jahre 1871: «Österreich, das ein Völkerreich ist und somit nicht den nationalen Egoismus zum Inhalt seiner Staatsidee machen kann, ist vor allem darauf angewiesen, sich in seinem gesamten öffentlichen Leben von der höchsten sittlichen Idee der Gerechtigkeit gegen alle seine Völker leiten zu lassen; Österreich ist es, welches seiner innersten staatlichen Natur nach den Beruf hat, in Europa der Rechtsstaat par excellence zu sein.» Inwieweit die Habsburgermonarchie diesem Prinzip und dieser Sendung Genüge geleistet hat, dazu äussert sich *Robert Kam* – Altösterreicher, heute in den USA, Autor des bedeutenden zweibändigen Werkes über «The Multinational Empire» – in fast völliger Übereinstimmung mit seinen beiden Kollegen von der Wiener Universität, dem aus der Industrie zur Geschichte gekommenen Benedikt und dem Benediktinerpater Hantsch. Friedrich Engel-Janosi, ein zweiter nach Amerika emigrierter österreichischer Historiker von Format, behandelt unter dem durch die tschechische Propaganda während des Ersten Weltkrieges weit verbreiteten Schlagworte «Détruisez l'Autriche-Hongrie» das Verhältnis der Habsburgermonarchie zu den Angelsachsen und zu Frankreich. In diesem Kapitel macht sich der Mangel an Vorarbeiten und an zugänglichem Quellenmaterial mehr geltend, als in den andern geschichtlichen Abschnitten.

Wesenhaft historisch sind ferner Adam (v.) Wandruszkas Untersuchung über «Parteien und Ideologien im Zeitalter der Massen» und des Wiener Archivars Walter Goldinger «Von der Ersten zur Zweiten Republik». Beide Autoren haben über die hier von ihnen gewählten Themen bereits in einem von Benedikt herausgegebenen Band, «Geschichte der Republik Österreich», geschrieben. Sie haben sich der ihnen gestellten Aufgabe beim zweiten Mal in neuer Durchdringung der nicht immer leicht zu entwirrenden Problematik sehr gut unterzogen, Wandruszka mit virtuoser Sachkunde und überlegener Klugheit wie zuvor, Goldinger weit besser als früher und sehr gut. Dem die historischen abschliessenden Kapitel von Eugen Lemberg, «Das Schicksal der Nachfolgestaaten», können wir leider nicht zustimmen. Es ist im Erörterten zu spärlich und im Urteil öfters schief. Wenn überhaupt in den Rahmen des «Spectrum Austriae» ein Ausblick auf die Nachfolgestaaten gehörte – und wir möchten das an sich bejahen –, dann hätte er nicht so oberflächlich sein dürfen wie dieser. Wir vermissen vor allem den Hinweis auf das, was vom alten Österreich in den sogenannten Volksdemokratien noch fortlebt, sodann eine wenigstens summarische Übersicht der diplomatischen, kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zu diesen Ländern, einen Blick darauf, wie sich das heutige und das alte Österreich in der Literatur und in der Vorstellungswelt der Nachfolgestaaten spiegelten und spiegeln. Dieses Kapitel wäre völlig neu zu schreiben, und zwar von einem, der nicht bereits durch die kümmerliche und dabei zumeist Überflüssiges mitschleppende, alle in den Originalsprachen erschienenen Werke sorgsam ausschliessende Bibliographie seine Unzuständigkeit dartäte.

Ehe wir uns den geistesgeschichtlichen Analysen zuwenden, die dem Buch seinen hohen literarischen Rang sichern, sei kurz der kühlsachliche, die ökonomischen Grundlagen des österreichischen dreimaligen Niedergangs und des ihm stets folgenden Wiederaufstiegs schildernde Beitrag von *Hans Seidel* («Das Ringen um die wirtschaftliche Selbstbehauptung») gepriesen. Auf gedrängten 36 Seiten alle Aspekte, alle Zusammenhänge von Belang so souverän darzutun, das ist ein imponierendes Vollbringen. Gemeinsam mit Bodentas und Grunds soziologischem Querschnitt erfüllt dieser Liebigextrakt volkswirtschaftlicher Weisheit die schwierige Rolle, auf einem Neuntel des der zwanziggliedrigen Equipe zur Verfügung stehenden Raumes die Basis und den Rahmen eines dann aufragenden Baues fest zu fundieren und zu umreissen, in dem die Blüten des österreichischen Schaffens keimen und gedeihen.

Musik

Da enthüllen uns wiederum zwei sich bescheidende, in der Beschränkung und ohne jede überhebliche Beschränktheit gültige Bestandaufnahmen die tief im Boden und im Ahnenerbe versunkener Geschlechter wurzelnden Ursprünge der österreichischen Art und des österreichischen Schicksals. Hans Bobek bespricht die «Schlüsselstellung in Europa», also die geographische Lage, nebst der durch sie erklärbaren Besiedelung, den Existenzbedingungen der Einwohner und der Gliederung der Landschaft. Hanns Koren malt in «Volksart und Volksgeschichte» ein Bild des Österreicher, oder richtiger der Österreicher, in ihrer durch ein Gemeinsames verknüpften provinziellen Sonderart (die man zu oft und zu gerne über das sie erdrückende Wienerische vergisst). Wie sehr beides, die Einheit und die Vielfalt, zu beachten sind, das erweist sich schon und sofort am «Geist der Musik», den Viktor Zuckermandl heraufbeschwört. Haydn aus dem Burgenland, der Salzburger Mozart und der Oberösterreicher Bruckner sind ihm, mit dem Wiener Schubert vereint, die

Grosse Vier authentischer Österreicher auf den höchsten Stufen der Tonkunst. Ihnen treten selbstverständlich ein Wahlwiener, Beethoven, hinzu und, statt einer langen Reihe Geringerer, Johann Strauss. Andere «Zugereiste», sogar Brahms und, trotz «Rosenkavalier», «Arabella», Richard Strauss zählen nicht mit. Das ist schade, denn sie bezeugen einen charakteristischen Zug der österreichischen Aura; dass sie, vor allem im Bereich der Musik, jeden, auch den Grössten, einfängt, der sich in ihr bewegt. Einen zweiten Vorwurf können wir Zuckermandl nicht ersparen. Er tut die Zeit seit etwa 1830 als einen Epilog ab, während dessen Wien «nur eine der grossen Musikstädte» gewesen sei, nicht aber das «schöpferische Zentrum musikalischen Lebens». Er widerspricht sich selbst durch das blosser, ob auch zu flüchtige, Gedenken Gustav Mahlers, Schönbergs, Alban Bergs, Anton v. Weberns. Er hätte die genialen Dirigenten bis zu Weingartner, Clemens Krauss und Karajan nicht unbeachtet lassen dürfen, so wenig wie die Salzburger Festspiele, die Wiener Staatsoper, die weltberühmten Sänger, die Philharmoniker.

Bildende Kunst

Wie anders ist die geniale Überschau, eine in die letzten Hintergründe hineinleuchtende, bei aller impressionistischen Kür nichts Währendes verschmähende Einschau *Hans Sedlmayrs*! Die in der stets adäquaten Aussage verschwenderisch uns geschenkten, manchmal inkohärent und öfters verstreut scheinenden Gedanken eröffnen nach einigem Sich-Hineinversenken die Pracht und die Gewalt ihres Gefüges. Grandios hat der aus metaphysischer Sicht urteilende Kunstforscher herausgearbeitet: Die österreichische Synthese und das österreichische Paradox, die eine das andere bedingend und umgekehrt; mithin das Zusammenströmen altillyrischer, keltischer, romanischer und slawischer Elemente, die frühe Formung eines spezifisch österreichischen Wesens noch bevor hier ein eigener Staat entstanden war, die Rolle der Landschaft, den Einfluss des Geistes und des geistlichen Mäzenats, des Hofes und des Hochadels (im Schatten der kaiserlichen Residenz), das Fehlen landadeliger und bürgerlicher Vorherrschaft in der Domäne der Künste, und aus all dem sich ergebend die bekannten Leitideen der Baugesinnung und des Malwillens wie jeder Bildneri in diesen Landen: das sanfte Gesetz des Masses und der Harmonie, dem sich auch der Prunk des Barocks fügt, mit den herrlichen Begnadungen von Raphael Donner, Hildebrandt und Fischer v. Erlach. Doch da meldet sich auch der Widerspruch, den die von Sedlmayr mit Recht betonte Todesnähe, das Verfallbewusstsein der als leichtfertige Phäaken abgestempelten Österreicher zu verkörpern scheint. Ein Volk der Tänzer und der Geiger? Tanzt man nicht auch auf Vulkanen, spielt nicht der Tod die Geige zum Totentanz? Und so sind die bahnbrechenden Architekten der Wiener Schule, von Otto Wagner und Loos angefangen, sind Maler wie Kokoschka, Schiele und Kubin, Bildhauer wie Wotruba dem österreichischen Kunstschaffen unverlierbar auch eingeordnet, in ihrem tapferen, männlichen Ernst.

Literatur

Die Polarität des Österreichtums gelangt auch in zwei Aufsätzen zum Ausdruck, die der Literatur gewidmet sind. Der eine, von *Gerhart Baumann*, professoral-gediegen und sehr gut, doch ohne jede Mätzchen geschrieben, beschreitet mit allen Hilfsmitteln der neuesten Technik modernisierte, obgleich schon vorgezeichnete Pfade. Er sucht das mit dem Deutschtum Verbindende weder zu leugnen, noch es zu übersteigern. Er spürt gar fein den traumhaften Nicht-Täter – beleihe keinen traumhaften Untäter – und andererseits den wachen, sinnesklaren, masshaltenden Menschen, die beiden Erztypen des ewigen Österreicher, heraus. Er holt aus vielerlei Perspektiven, von denen aus die österreichische Dichtung das Sein und den Schein betrachtet, die des Märchens hervor, das ja eine Grundform dieser Literatur ist, deutlich noch unter der Verkleidung im Drama, in zeitschildernder Erzählung, ja im Essai. Man hat ja das Märchen nicht nur in der Zauberwelt Raimunds und Nestroys, Hofmannsthals und Max Mells vor sich, sondern auch bei Grillparzer, bei Adalbert Stifter, bei Rilke, Musil, Broch, Kafka und Joseph Roth wie bei dem von Baumann nicht genannten Herzmannovsky. Dass der Autor des «Gaulschrecks» und der köstlichen Kaiser-Josefiade ebenso wenig in das Kapitel «Österreich als Form der Dichtung» einbezogen wurde wie andere Abseitige, Stille oder Vergessene, vom «Lanzknecht» Friedrich Schwarzenberg über Ludwig v. Ficker, Ferdinand Ebner und den «Brenner»-Kreis über Däubler, Felix Braun, Bruno v. Brehm, Rudolf Henz bis zu Doderer, Ferdinand Bruckner und Csokor, sei nicht als zum Tadel ob fehlender und gar nicht erstrebenswerter Vollständigkeit angemerkt. Es diene nur zur Feststellung, in welchen Grenzen sich Baumanns Erkunden des Wesens österreichischen Schrifttums abspielt.

Nun empfangen wir als Ergänzung *Friedrich Torbergs* «Selbstgericht in der Literatur». Diese «Versuche von Grillparzer bis Karl Kraus» sind der Kontrapunkt zum Beitrag des pathetisch-schwerblütigen Baumann. Sie untanzeln die grossen Nörgler, zumeist mit Grazie und Anmut, zuweilen

(so auf den einleitenden Seiten) mit manierten Sprüngen. Sie erstreben immer und sie bieten häufig Originelles; sie kehren mit unverhelter Wollust alles das heraus, was die österreichische von der deutschen Art trennt. Als tragende, repräsentative Gestalten erscheinen Grillparzer, Nestroy, Karl Kraus; ach wie sehr an ihrem Österreicherssein tragend und dennoch so unvernünftig wie unbereit, es von sich abzuschütteln. Kürnberger, Hofmannsthal, Schaukal kommen nur so halb und halb in den Chor der auserlesenen Missvergnügten. Bei ihnen sind weder die satirisch-ironische Grundhaltung noch die Abwehrstellung gegenüber dem deutschen Wesen so essentiell wie bei den drei sprachgewaltigen Raunzern. (Wenn wir in diesem Zusammenhang das Wort «deutsch» gebrauchen, so denke man nicht an die gerade von Grillparzer, Nestroy und Kraus in schönster Vollendung ausgestrahlte Sprache, sondern an Politik und Gesellschaftsgefüge, an Lebensauffassung und an des Lebens mehr oder weniger heiteres Führen.)

Die Frage ist vielleicht gestattet, ob Torbergs blendender und nicht selten verblendender Versuch mit sehr tauglichen Mitteln, die «andere Seite des Mondes» abzubilden – was sonst in dieser Kollektiv-Spektralanalyse nirgends als Hauptanliegen vorgeschwebt hat –, ob diese geistreiche Konfrontierung des Ich mit dem Spiegel-Ich in den allgemeinen Rahmen des Sammelwerks hineingehört. Streng genommen: nein; denn sie ist eine «Störung ernster Männer in ihrer Berufsarbeit». Dennoch: ja. Dieser wienische Spaziergang von Abraham a Sancta Clara und dem Lieben Augustin, spitz und immer spitzer, mündet am spitzesten in die vergnügt-resignierte Wahrheit: «Man fordere den Österreicher nicht vors eigene Tribunal. Man nötige ihm keine Selbsterkenntnis auf, die bei ihm doch nur der erste Schritt zur Unverbesserlichkeit ist; denn die Feststellung seiner Mängel strapaziert ihn so sehr, dass er zu ihrer Abschaffung keine Kraft mehr hat. Es führt zu nichts. Der Österreicher ist unter Umständen bereit, das Selbstgericht aufzusuchen – aber nur, um dort zu Protokoll zu geben, dass wir ‚keinen Richter nicht brauchen werden‘». Und derlei ist als zweiter Leitsatz beinahe so wichtig wie der aus Taaffes und Potockis Memorandum über die völkerverbindende Aufgabe des österreichischen Staates. Hüten wir uns nur, in der Unverbesserlichkeit des gerade in seiner Weichheit nicht umformbaren Menschenschlags, in ihr, die aus Grillparzers «Lobspruch» aus dem «Ottokar», aus Nestroys «Lumpacivagabundus» samt Fortsetzung und aus Karl Kraus' «Franz Ferdinand und die Talente» hervorleuchtet, einen negativen Schluss auf den Wert einer Art, einer Ordnung und der ihrer, im Herzensgrund mit ihr gar nicht hadern, Kritiker zu ziehen! Weder Grillparzer noch Nestroy noch Kraus hätten anderwärts sich zuhause gefühlt. Doch wieviele, die «Glück in Österreich» suchten, haben es dort gefunden! Das in subtiler Weise erfüllen zu machen, ist die Quintessenz von Torbergs Bericht aus dem Selbstgerichtssaal. Mögen da einige, viele und allzuwiele geringere Namen fehlen: es dreht sich ja hier um kein literarisches Telephonbuch, in dem wir rasch jede Nummer nachschlagen wollen (und wo die Wichtigsten ohnedies, als Geheimnummern, nicht verzeichnet sind).

Humanitas Austriaca

Anton Böhm's «Phänomen Wien» ist innerlich der glänzenden feuilletonistischen Literaturgeschichtsschreibung Torbergs verwandt. Nur dass hier eine solide wissenschaftliche Fundierung sich anmutig verbirgt; dem Kundigen ist sie trotzdem deutlich. Sie erstreckt sich in der Zeit weit zurück über die vom oberflächlicheren Torberg, nicht zuletzt aus Bequemlichkeit, abgesteckten Grenzen (nämlich den Vormärz) bis ins Vorgeschichtliche. Nochmals wird der Menschentypus geschildert, die Kraus'sche Formel «Der Wiener, diese Kreuzung aus einem Wiener und einem Juden» sinngemässer nach dem Slawischen und, mit Fug, weniger nach dem Romanischen erweitert. Als Kern des Volkscharakters ergibt sich die Dreieitigkeit Humanität, Skepsis, Realismus. Durch sie geprägt, erscheinen die Abneigung gegen Betriebsamkeit, die «Wurstigkeit», die Bereitschaft zum Kompromiss, die Sonderart des Wiener Katholizismus, die Freude an Theater und Musik, der Wiener Baustil im richtigen Licht (oder Schatten).

Zu ähnlichem Ziel führt den, politisch so sehr von Böhm absteckenden, Geschichtsphilosophen Friedrich Heer seine ganz Österreich einbegreifende «Humanitas Austriaca». Die Akzente sind da wieder um ein Spürbares feierlicher. Das, was Österreich für die Wissenschaften und für die Künste, für die Dichtung und für den gesellschaftlichen Fortschritt bedeutet, wird an den wirkensträchtigen Beispielen gezeigt. Diese Rechenschaft aber, eine Kulturgeschichte als Motivenbericht zu einem günstigen Urteil vor dem Tribunal der Weltgeschichte und des Weltgewissens, wäre allein schon ausreichend, «dem wiedererrungenen Staat Bewusstsein, Tradition und Idee zu geben»; was Otto Schulmeister, der Herausgeber des «Spectrum Austriae» als Zweck seines Sammelwerks im wohldurchdachten Einleitungs-kapitel «Zwischen Gestern und Morgen» genannt hat.

Wie gut es geraten ist, das beweisen die vielen Reflexionen, zu denen es, ohne zu wollen, anregt und die zumeist die in ihm vertretenen Hauptthesen bestärken. Auswahlweise seien einige dieser Erwägungen berührt. Um den Standort und die Denkensrichtung der heutigen österreichischen Bildungsschicht, wenigstens soweit sie sich, mit Abweichung zum Liberalismus und ins nationale Lager, katholischer Weltanschauung verpflichtet fühlt, ist ein Blick aufs Register und eine darauf fussende kleine Statistik aufschlussreich. Diese bringt aber zugleich eine wichtige Einsicht ins Zeitlos-Österreichische.

Wen trifft man wohl am öftesten im «Spectrum Austriae» an?

Keinen Heerführer, nicht einmal den volkstümlichsten, Radetzky (auf vier Seiten), geschweige denn Conrad (zwei Seiten). Von Staatsmännern der Monarchie einzig Metternich; keinen Erfinder, keinen Industriellen, keinen Entdecker, keinen Denker und keinen Mann der humanistischen oder der exakten Wissenschaften, auch keinen Heiligen und keinen Priester (mit einer Ausnahme, bei der das geistliche Kleid belanglos ist). Die einundzwanzig vordersten Plätze mit mehr als 15 Erwähnungen auf voneinander verschiedenen Seiten entfallen auf sieben Dichter und Schriftsteller (Grillparzer 60, Hofmannsthal 53, Stifter 28, Raimund 22, Nestroy 21, Karl Kraus 19, Musil 18 mal), auf fünf Monarchen (Maria Theresia 43, Joseph II. 35, Franz Joseph I. 33, Maximilian I. und Franz I. je 18 mal), auf vier Komponisten (Mozart 23, Schubert und Haydn je 17, Beethoven 16 mal), auf vier Parteiführer der Republik, schön nach Proporz je zwei Christlichsoziale – ÖVP – (Seipel 20, Lueger 18 mal) und Sozialisten – SPÖ – (Renner 26, Otto Bauer 23 mal), endlich auf einen Staatsmann des Ancien Régime (Metternich 26 mal). Wie anders sähen ähnliche Stichproben in Deutschland oder in Frankreich aus!

Zweitens: Obzwar wiederholt, wenn auch mit wechselnder Intensität, vom nichtdeutschen Einschlag, von slawischem oder jüdischem Einfluss gesprochen wird, ohne Bedauern und schon gar ohne gehässige Ausfälle, scheut man doch, selbst in diesem Werk, davor zurück, die Stärke eben dieser nicht-urdeutschen Elemente statt in allgemeinen Worten mit konkreten Zahlen zu ermessen. Ein interessantes Beispiel erhalten wir schon, wenn wir die Abkunft im Mannesstamm der Mitarbeiter des «Spectrum Austriae» betrachten. Obzwar es sich da um ein Milieu handelt, dem man eher andere genealogische Voraussetzungen vermutete, sind von 21 Mitarbeitern vier slawischer, fünf jüdischer Herkunft. Die Rolle des slawischen Bevölkerungsteils wird noch weit klarer, wenn wir sei es einen Blick auf die höchsten Würdenträger werfen, sei es eine Liste öffentlicher Mandatäre (Nationalräte, Landtagsabgeordnete, Gemeinderäte) durchsehen, sei es eine Statistik der Firmenschilder in einer Strasse vornehmen. In Wien sind zum Beispiel der Erzbischof-Koadjutor Jáchym ukrainischer, der höchste Offizier des Bundesheeres und dessen einziger General Libitzký polnischer, der Bürgermeister Jonas, die beiden wichtigsten Beamten des Bundeskanzleramtes Chaloupka und Meznik, der Polizeipräsident Holaubek tschechischer, der Präsident des PEN-Clubs Csokor serbischer, der Staatsopernleiter Karajan armenischer Abstammung in der Vaterslinie. Die Zahl der nichtdeutschen Familiennamen in den parlamentarischen Körperschaften schwankt zwischen 20 und 35 Prozent. Im neuesten Wiener Telephonbuch begegnet uns zum Beispiel auf den Seiten 722 bis 725 kein einziger ursprünglich deutscher Familienname unter rund 700 dort erwähnten. Rund 250 Trägern des Namens Svoboda-Svoboda stehen 96 Schultz-Schultze-Schulz-Schulze gegenüber!

Drittens: Obwohl das Werk ein bewusstes Plädoyer nicht nur für die Unabhängigkeit und für die Eigenart Österreichs ist, sondern auch für dessen geschichtlich begründete, vermittelnde und verknüpfende Mission im Donauraum, ist doch sehr zu beobachten, wie schnell und wie weit sich die Bande gelockert haben, die sich einst politisch, kulturell und wirtschaftlich um dieses Land und um seine Schicksalsgenossen unter Habsburgs Krone geschlungen hatten. Wenn durch nichts anderes, so kann dies bereits durch die Unkenntnis slawischer (und ungarischer) Dinge bewiesen werden, die viele vortreffliche Mitarbeiter dieses Bandes an den Tag legen und die sich im völligen Vernachlässigen selbst der bedeutsamsten Literatur in tschechischer, polnischer, kroatischer, magyarischer Sprache, durch die, grundsätzlich Korrektheit suchende, doch im Einzelnen oft, besonders in den Akzenten, irrende Schreibweise der nichtdeutschen zwischen-europäischen Namen bekundet.

Wir möchten indessen nicht mit unbeträchtlichen Vorbehalten enden, die sich gegen allerlei kleine Einzelversehen oder gegen empfindliche Lücken der Bibliographie kehren. Unser Urteil über das «Spectrum Austriae» kann nur ins überzeugte Lob ausklingen, das einem wohlgeplanten, vorbildlich durchgeführten, stoffreichen und in der Darstellung sehr glücklichen Panorama des ewigen und des heutigen Österreich gebührt.

Univ.-Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia

Zum Roman von Joseph Malègue: «Augustin»

Wenn man einen Roman von 1100 Seiten vor sich hat, dann zögert man zuerst, verschiebt den Anfang, legt das Buch von einer Seite auf die andere und fragt sich mit einigem Unbehagen: wird es sich lohnen, vier Tage und zwei halbe Nächte dafür hinzugeben? Man las zwar im Klappentext: «Ein christlicher Proust», doch von Klappentexten lässt man sich nie weit verführen und ein «christlicher Proust» ist weder Fisch noch Vogel und vermutlich nur eine Rezensenten-Chimäre. – Aber es hat sich gelohnt, in mehr als einer Hinsicht.

*

Nach der hundertsten Seite nahm zwar für lange Zeit das Zerebrale überhand, denn das Ganze war ein Bildungsroman und herangebildet wurde ein Professor für Logik, Erkenntnistheorie, Ethik, Ästhetik, Kultur- und Religionsphilosophie. Das war also leider mitzunehmen, obwohl es dann schliesslich im Sande verlief. Denn nachdem die Philosophie einen Abfall zustande gebracht hatte, kam es zu einem Umschwung und fünfzig Seiten vor dem Ende sagte der sterbende Augustin Méridier: «Jetzt überspringe ich schon alles. Es ist eine Flucht zurück zu Gott über Abkürzungen.» Aber bis dahin waren 1000 Seiten zu durchlesen und etwas umständlich aufzubauen, das dann wieder abgebaut werden musste und es kam zu keinem Austrag, denn eines Tages fegte der Tod nur den ganzen Bildungstümpel auseinander.

*

Zuerst las man viel gestelztes Zeug, von des Gedankens Blässe angekränkelte Lyzeumsschülerweisheit. Man hatte einen Knaben vor sich, der sich in französischen Geistreicheleien versuchte. Unten schien er noch pubertär zu sein, oben aber metaphysisch und es breitete sich sachte eine seichte Tiefe aus. Dann wurde aus dem Jungen einer, der sich mit dem Bücherstaub der Jahrhunderte anfüllte wie ein Bovist und aus diesem einer, der sich laufend in Denk-Krisen befand. Sein Herz aber blieb wie «steife, ausgelaugte Wäsche, schön säuberlich aufgeschichtet».

*

In Stufen ging es dann einem Abfall entgegen. Man ahnte ihn beizeiten und er begann mit Renan. Denn eines Tages las der brav katholische Junge Renan. Irgend ein Flohtöter von Hilfslehrer in Philosophie hatte dem Sechzehnjährigen das «Leben Jesu» in die Tasche geschoben. Das erzeugte einen kleinen Aufruhr, und obwohl dem Knaben das ölige Geschreibe nicht gerade angemessen war (er war mehr für trockene Delirien eingerichtet), spürte er doch die geniesserische Melancholie, die aus schwülen Landschaften emporstieg und «palästinensische, idyllische und nach Moschus riechende Bilder und der sanfte Ebionismus Christi erfüllten ihn». Er las auch von «Brüdern und Schwestern Jesu», und es wurde ihm dann andern Tags ein wenig schwer, wieder zu sagen: «Der empfangen ist vom Heiligen Geist und geboren aus der Jungfrau Maria». «Andere sind darüber hinweggekommen», heisst es auf Seite 166, «er nicht. So ist er nun einmal.» Diese Krise ging zwar vorüber, aber später bekam er es nicht mehr nur mit Renan zu tun, sondern mit Holtzmann, Harnack und Loisy, und in seinem Innern gab es Debatten über die Priorität des Markus, über die Daten Daniels, über die Differenzen der Synoptiker.

*

Die Apostasie des Musterschülers ereignete sich auf dem Felde der Bibelkritik. Wir haben also das erste Jahrzehnt unse-

* Joseph Malègue: «Augustin». Roman. Aus dem Französischen übertragen von Edwin Maria Landau. Benziger Verlag Einsiedeln-Zürich-Köln 1956. 1110 Seiten. Der Verfasser, 1876 geboren, ist 1940 gestorben und hat nur dieses eine Werk vollendet. Es erschien unter dem Titel: «Augustin ou le maître est là.»

res Jahrhunderts vor uns und im Vordergrund stehen so relativ gewordene Schwierigkeiten wie die nicht übereinstimmenden Genealogien von Matthäus und Lukas, oder es wird ein historischer Lapsus wichtig wie der im «Buche Daniel», wo es einen «König» Belsazar gibt, der ein «Sohn» des Nebukadnezar gewesen sein soll. Solches brachte ihn zu Fall, den Lizentiaten der Philosophie Augustin Méridier. Damit zeigt der Roman seine Zeit und Vergangenheit an. Natürlich, damals, im Jahrzehnt des Modernistenstreits, kam es noch vor, dass man von der Bibelkritik über den Haufen gerannt werden konnte und seinen Glauben zuschanden heulte, weil es «Brüder und Schwestern Jesu» gegeben haben soll. Damals hatte man noch nicht die Nerven, abzuwarten, was eine Kritik der Bibelkritik ergeben würde; man wurde einfach aus der Bahn geschleudert und auch alle Augustinschen «Kathedralen stürzten ein».

*

Wir stehen allerdings ein wenig ratlos vor einem solchen Einsturz und wir begreifen ihn nicht mehr. Wir fragen uns: Sind das nicht schon sehr vergangene Schmerzen und schon fast historisch gewordene Krisen? Wird denn heute über solches noch gestolpert? Oder anders gefragt: Ging es denn hier um ein glauben, das nur «ein-für-wahr-halten» war, um eine viel zu schmale Basis, intellektuell verkürzt und zerebral verodet? Sehr wahrscheinlich. Allerdings, das passt zu diesem Augustin Méridier und es war nur konsequent, ihn auf dieser einen Ebene scheitern zu lassen, weil die andere noch nicht vorhanden war, einfach ausgefallen, unterentwickelt und rudimentär. Er hatte nichts genährt als den Verstand und der hatte ihn dann aufgefressen.

*

Im zweiten Teil kommt anderes zur Sprache. Denn im zweiten Teil geht es über die Liebe retour. Endlich kam sie, die allzulange ausgebliebene. Der Denk-Krisen war man nun satt und hoffte, dass der Mann um die Mitte des Lebens nun auch einmal anfangen würde zu leben, statt über das Leben nur nachzudenken. Er tat es. Auf einmal lief eine Frau wie ein Traumgebilde vorbei. Man hat geschrieben, sie sei das Unerwartete in diesem Buch. Aber sie kam nur spät, zu spät beinahe und sie kam in allzu jugendlicher Form, die Frau und die Liebe. Es wurde ziemlich sonderbar. Der bald Vierzigjährige erlebte einen Liebessturm wie weiland Werther in einem angemesseneren Alter. Offenbar war hier ganz einfach etwas nachzuholen. Das Kapitel Anne de Préfaille wirkt denn auch seltsam rauschhaft und ein an die Sorbonne berufener Professor der Philosophie liebt wie ein Zwanzigjähriger. Wie von ganz unten herauf geschah ein Ausbruch, jäh, heiss und nicht mehr einzudämmen. In der Ökonomie des Romans ist diese Liebe der Ort, wo die Umwertung früherer Werte beginnt, wo es zur Peripetie kommt und der Gegenlauf beginnt, nun auf der Ebene des Herzens. Endlich!

*

Ich sagte, diese Frau ist wie ein Traumgebilde. Sie war eine Schönheit der besseren Gesellschaft, eine Tochter der Geldaristokratie, jung, bezaubernd, anmutig und gebildet und auch eine junge Frau mit Seele. Schön und recht, aber was soll man dazu sagen, dass sie in den Augen Méridiers wie eine japanische Kirschblüte ist? Unberührbar. Wie eine Anima steigt sie herauf. Eine ganze Liebenskraft ergiesst sich nun in sie. Was andere mit 18 Jahren erleben, das erlebt Méridier mit zwanzig Jahren Verspätung. Das ist es.

*

Es ist mir aufgefallen, dass die sublime Ironie, deren sich Malègue immer gern bediente, im ersten Teil besonders, im Kapitel Anne de Préfaille total verschwindet. Sie hat hier kei-

nen Ansatz mehr. Es ist nicht leicht zu sagen, was davon zu halten ist, aber es ist zu sagen, dass dieses Kapitel mit einem ungeheuren Aufwand an Gefühl geschrieben wurde und wie in Ekstase. Aber Gefühl --

*

Der Künstler Malègue war ganz anderswo am Werk. Man spürt ihn auf den grossartigen Reisen nach La Bois des Saules, nach Paris, dem «grossen Hof», bei der bauerlichen Wallfahrt. Erst in diesen Kapiteln ist dieses Buch erstaunlich und manchmal wird es hier wie in Gionos «Regain». Das soll kein Vergleich sein, sondern nur ein Hinweis. Es gibt Stellen in diesem Roman von fast reiner Schönheit und sie sind nicht selten. Aber sie kommen fast immer nur zustande, wenn die Hauptperson ausfällt oder nebenhergeht, beim frühen Besuch bei der alten Gräfin de Préfaille, einem kleinen Kapitel voller Intimität, beim Abschied von Papa in Paris, bei den Bauern im Cantal, wo ein paganer Katholizismus zu einer herben und grossartigen Landschaft gehört und da und dort noch. An diese Stellen muss man sich halten und, wenn man Sinn dafür hat, auch manchmal an die Ironie, die sich elegante Scherze erlaubt mitten in den philosophischen Palavern. Schliesslich ist noch anzumerken, dass Malègues Talent für eine Art von paradoxer Komik nicht gering war. Es hat mich, aber nur in dieser Hinsicht, an die Begabung Rilkes erinnert, eine Begabung, die wir zu unserem Schaden zu spät entdeckt haben...

*

Aber man muss sie geduldig erwarten, diese Stellen und das ist nicht leicht, wenn man einen Roman von 1100 Seiten vor sich hat. Es lohnt sich aber.

Bert Herzog

Ernst Hammerschmidt

Grundriss der Konfessionskunde

212 Seiten, Leinen, s.Fr. 9.80

«... Der Autor traf eine sehr übersichtliche Anordnung und zeigt immer jeweils das, was entscheidend und kennzeichnend ist. Ueber das geschichtliche Interesse und die dogmatische Entscheidung hinaus hat das Buch ein wichtiges aktuelles Moment durch Einbeziehung der Sekten der Gegenwart, die an verschiedenen Orten äusserst rührig sind. Besonders dankbar sei vermerkt, dass nicht nur Ansatzpunkte des Irrtums, sondern auch für die Rückführung klar zu sehen sind.»

Der grosse Entschluss, Wien

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 305 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martenstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommer Touren.

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitaustausch.

Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch die Generaldirektion der Seiler-Hotels, Telephon (028) 7 71 04.

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m. Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN.**

CLAUS SCHEDL

Geschichte des Alten Testaments Band II

Das Bundesvolk Gottes

XVI + 328 Seiten, mit 4 Karten, Leinen sfr. 18.—.

Der zweite Band gilt der Darstellung der konkreten und personalen Entfaltung des göttlichen Heilsplanes an den grossen Zeugen, die sich Gott für die religiöse Erziehung der Menschheit auf Christus hin erwählte.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN